

2. Das reflexive Verhältnis von Sozial- und Gesellschaftstheorie als Ermöglichung von ›Offenheit‹

Studien mit offenem Forschungsdesign, insbesondere solche, deren Datenerhebung auf Interaktionen mit rechten Akteuren beruht, stehen oft unter kritischer Beobachtung (vgl. Fröhlich 2019b; Diefenbach et al. 2019). Es wird in Frage gestellt, ob das Sprechen mit Rechten vor dem Hintergrund ihrer strategischen Selbstdarstellung überhaupt zu validen Ergebnissen führen kann oder nicht vielmehr der Selbstdarstellung weiteren Raum gibt (vgl. Leo, Steinbeis und Zorn 2017), aber auch inwiefern sich die Forscher:innen zu sehr auf ihr Feld einlassen und möglicherweise einem *going native* unterliegen (vgl. Fielitz 2020, 645 f.; Diefenbach et al. 2019) oder nur mimetisch die Perspektive der Rechten wiederholen (vgl. Winter 2024, S. 52). Aus dieser Perspektive kann ethnographische Forschung in politisch sensiblen Feldern generell abgelehnt werden (vgl. Forschungsnetzwerk Frauen und Rechtsextremismus 2019). Der Umgang mit der Andersartigkeit des Feldes wird dabei tendenziell auf das praktische Problem, wie persönliche Vertrauensbeziehungen zu den Feldsubjekten hergestellt werden können, reduziert (vgl. Jaeger 2024, S. 44). Auch in diesen Ansätzen wird die Differenz zur modernen Ordnung vorausgesetzt. Selbst dann, wenn Rechte als Produkt der modernen Gesellschaft gefasst werden, erscheinen sie doch als das Andere der Ordnung, vor dem sich die Wissenschaft schützen muss (vgl. Sehmer, Simon und Besche 2024). Diese Einwände zeigen, dass rechte Bewegungen nicht ein Forschungsfeld wie jedes andere sind. Es werden hier nicht nur Anforderungen hinsichtlich der wissenschaftlichen Redlichkeit erhoben, sondern bei der Forschung in diesem Feld werden auch ethische Fragen virulent. Insbesondere: nicht die Feld-Perspektive zu übernehmen.

Vor dem Hintergrund dieser ethischen Fragen ist es wichtig, ›Offenheit‹ genau zu bestimmen und ein Design zu wählen, das möglichst viel reflexive Überprüfung gestattet. Das hier verfolgte Forschungsinteresse nach der neu-rechten Ordnungsbildung und dem Verhältnis zur modernen Gesellschaft macht es unabdingbar, die Perspektiven der Forschungssubjekte zu rekonstruieren und die spezifischen Ordnungsleistungen ernst zu nehmen. Die genannten Kritikpunkte aus der Rechtsextremismusforschung sind dabei wichtig und machen auf zwei Schwierigkeiten aufmerksam: 1. Wie kann die neue rechte Bewegung offen erforscht werden, ohne dass es schlichtweg zu einer Verdopplung der neu-rechten Perspektive kommt? 2. Wie kann ein so stark normativ strukturiertes Feld,

das anderen Gefühlsregeln folgt (vgl. Spissinger 2024; Hochschild 1979), überhaupt offen erforscht werden?

In diesem Kapitel mache ich einen Vorschlag, wie diese beiden Schwierigkeiten überwunden werden können. Der Vorschlag ist allgemein formuliert: Ich gehe davon aus, dass die hier skizzierte Lösung für jedes Feld, das mit einem offenen Forschungsdesign untersucht werden soll, wertvoll sein kann. Für Felder, die in der modernen Gesellschaft in besonderer Weise normativ aufgeladen sind, scheint es mir jedoch besonders wichtig zu sein, einen reflektierten Zugang zu wählen. Die hier skizzierte Lösung besteht in einer doppelten Reflexion: Sie richtet sich sowohl auf die impliziten Vorannahmen des Feldes als auch auf jene der modernen Gesellschaftsordnung, in der auch die Forschung selbst situiert ist. Diese Vorannahmen werden expliziert und historisiert, um zu vermeiden, dass in der Forschung die Logik des Feldes unreflektiert verdoppelt wird – etwa durch normative Kategorien, die auch in der Ordnung der modernen Gesellschaft wirksam sind. Die Historisierung erlaubt zugleich, das Feld selbst als Teil dieser Ordnung zu analysieren. Indem ich in diesem zyklischen Prozess eine Verdopplung der Vorannahmen des Feldes zu vermeide, gehe ich einen Schritt weiter, als es den Kritiker:innen des offenen Forschungsdesigns im Bereich rechter Bewegungen vorschwebt: Ich versuche, mich nicht nur von den Vorannahmen des Feldes zu distanzieren und diese auf Distanz zu bringen, sondern auch von der gesellschaftlichen Ordnung, in der sowohl ich als Forscherin als auch das Feld situiert sind. Die in der Kritik implizierte bewertende Perspektive auf das Feld ist selbst durch die gesellschaftliche Ordnung, in der auch das Feld situiert ist, hervorgebracht und reproduziert damit letztlich die Logik des Feldes – die Logik des antagonistischen Konflikts zwischen Gruppen (vgl. Kap. 10).

Im Folgenden werde ich zunächst kurz skizzieren, was ich unter ›Offenheit‹ verstehe und welche Vor- und Nachteile sich aus ›Offenheit‹ ergeben. Im Anschluss daran beschreibe ich, wie ›Offenheit‹ in der ständigen wechselseitigen Reflexion von Sozial- und Gesellschaftstheorie möglich wird.

2.1 Erklären und Verstehen

Die Sozialwissenschaften sind seit ihrer Entstehung von einer immer wieder aufflammenden Debatte um das Verhältnis von Erklären und Verstehen begleitet (vgl. Apel 1979; Greshoff, Kneer und Schneider 2008). Im Unterschied zu anderen Wissenschaften zeichnen sich die Sozialwissenschaften dadurch aus, dass sie ihre Untersuchungsobjekte als Subjekte verstehen, die selbst Stellung beziehen, ihre Lebenswelt deuten und den Forschenden als Subjekte gegenüberreten können. Ihre Lebenswelten

sind zeitlich und räumlich kontingent und von unterschiedlichen normativen Ordnungen bestimmt. Die Erklären-Verstehen-Kontroverse dreht sich um die Frage, wie vor diesem Hintergrund wissenschaftliche Erkenntnis in den Sozial- und Geisteswissenschaften möglich ist. Erklären und Verstehen sind zwei unterschiedliche Möglichkeiten, dieses Problem zu lösen.

Um die Konsequenzen dieser Unterscheidung zu verstehen, unterscheide ich mit Plessner zwei Prinzipien wissenschaftlichen Fragens: das *Prinzip der geschlossenen Frage* und das *Prinzip der offenen Frage* (Plessner [1931] 2015). Sie stehen für unterschiedliche Weisen, einen Forschungsgegenstand zu konstituieren, und ermöglichen je eigene Formen der Erkenntnis. Methodologisch kontrolliertes *Verstehen* (vgl. J. Barth, Tübel und Lindemann 2018) findet vor dem Hintergrund eines am Prinzip der offenen Frage orientierten Forschungsparadigmas statt, während *Erklären* am Prinzip der geschlossenen Frage orientiert ist. Beide Arten des Fragens haben ihre Berechtigung und ihren Platz im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess.

Im Folgenden werden beide Erkenntnisweisen in ihren Grundzügen erläutert.

2.1.1 Prinzip der geschlossenen Frage

Die Orientierung am Prinzip der geschlossenen Frage ist im Wesentlichen eine Orientierung an der kantischen Methodenidee, die »Mathematik und Physik zu ihren Erfolgen verholten hat« (Plessner [1931] 2015, 178). Im Gegensatz zu einem rein dogmatischen Vorgehen zeichnet sich dieses Methodenprinzip durch die »bewußte Indirektheit ihres Frageverfahrens« (Plessner [1931] 2015, 176). Das Prinzip besteht darin, die Erkenntnis nicht dogmatisch aus einer bestehenden Lehre abzuleiten, sondern frei nach dem lateinischen Sprichwort *sapere aude* (Hor. epist. 1,2,40 f.) den eigenen Verstand zur Erkenntnis zu gebrauchen, so dass der Forscher die Empirie als »Zeugen nöthigt (sic!) auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt« (Kant [1781] 2021, 9). Um aber die Fragen sinnvoll stellen zu können, damit sie beantwortet werden können, kann man sich nicht nur auf die Empirie selbst beziehen; vielmehr »hat sogar Physik die so vortheilhafte Revolution ihrer Denkart lediglich dem Einfalle zu verdanken, demjenigen, was die Vernunft selbst in die Natur hineinlegt« (Kant [1781] 2021, 9). Das bedeutet, dass auch eine naturwissenschaftliche Untersuchung nicht schlichtweg ohne Vorentwurf beobachten kann, sondern vielmehr auf Annahmen beruht, vor denen sich der Forschungsgegenstand zeigt.

Für die Erkenntnis hat »das im Problemwurf in die Dinge gelegte Apriori (...) eine konstitutive Bedeutung« (Plessner [1931] 2015, 180).

Die Empirie kann nur solche Fragen beantworten, die von vornherein als beantwortbar konzipiert sind. Orientiert man sich am Prinzip der geschlossenen Frage, so ist der Problemaufbau so, dass in ihm nicht nur festgelegt ist, wie die Empirie beschaffen sein könnte, sondern auch, dass es eine »Garantie ihrer Beantwortbarkeit durch Zuspitzung auf eine Alternative« (Plessner [1931] 2015, 180) gibt. Indem die Frage so formuliert ist, dass sie nur positiv oder negativ beantwortet werden kann, besteht zusätzlich »die Garantie der Beantwortung im Sinne der Bestätigung oder Widerlegung einer These« (Plessner [1931] 2015, 180). Die Antwortmöglichkeiten werden bewusst so eingeschränkt, dass sie eindeutig beantwortbar werden – und die Beantwortung prinzipiell auch mit Mitteln der Mathematisierung erfolgen kann. Wenn z. B. gefragt wird, ob sich Licht wie eine Welle ausbreitet, so ist bereits in der Vorformulierung der Frage ein Verständnis von Wellen und deren Ausbreitung enthalten. Im Idealfall kann die Frage bejaht oder verneint werden. Ohne ein Verständnis von Wellen kann die Frage nicht experimentell beantwortet werden. Wenn sich aufgrund von Doppelspaltexperimenten herausstellt, dass sich Licht sowohl wie eine Welle als auch wie ein Teilchen verhält, muss der Vorentwurf so angepasst werden, dass er den neuen Bedingungen Rechnung trägt.

Das Prinzip der geschlossenen Frage bietet einen klaren Rahmen für die Erkenntnis: In der Frage ist ein Vorentwurf dergestalt enthalten, dass sowohl die Beantwortbarkeit als auch die tatsächliche Beantwortung der Frage gewährleistet ist. Die Antwortmöglichkeiten werden durch die Art der Datenerhebung und -auswertung zugunsten der Eindeutigkeit bewusst eingeschränkt. Es ist im Vorentwurf der Frage nach dem Wellenverhalten von Licht enthalten, dass sich nicht herausstellt, dass Licht in Wirklichkeit ein Elefant ist. Wenn die Frage richtig gestellt ist, ist sicher gestellt, dass Licht entweder eine Welle oder ein Teilchen ist – wenn beides zutrifft, war der Versuchsaufbau oder der Vorentwurf nicht korrekt.

2.1.2 Prinzip der offenen Frage

Die offene Frage geht von anderen Voraussetzungen aus. Ziel ist hier, dass sich der Gegenstand selbst zeigen kann. Nach dem Prinzip der offenen Frage vorzugehen bedeutet, dass der Gegenstand nicht von den Forschenden in einer bestimmten Weise festgelegt wird. Der Vorentwurf, der auch beim Prinzip der offenen Frage in den Gegenstand gelegt wird, soll, anstatt ihn auf einige wenige Optionen festzulegen, die Vielfalt der möglichen Erscheinungen zulassen bzw. ermöglichen.

Welche Schwierigkeiten dabei auftreten können, zeigt Plessner am Beispiel Schellers: Scheller versuchte, den Menschen nicht auf eine bestimmte Kultur festzulegen, indem er »das der Wesensidee des Menschen

entsprechende *absolute Ideen- und Wertreich* ganz gewaltig viel höher über alle *faktischen* bisherigen Wertsysteme der Geschichte gleichsam aufhängen« will und damit festlegt, dass die Kultur des Menschen »nicht einer Nation, einem Kulturkreise ...zukommt, sondern nur *allen zusammen* mit Einschluß der zukünftigen in *solidarischer ...Kooperation* unersetzlicher, weil individueller Kultursubjekte« (Scheler 1960, 26 f., zitiert nach Plessner [1931] 2015, 150, Hervorh. im Orig.). Indem er »dem Menschen« nicht eine bestimmte Kultur, sondern alle Kulturen zusammen zuschreibt, legt er den Menschen in genau dieser Weise fest und bleibt damit in »billigen absoluten Wertphilosophien« (Plessner [1931] 2015, 150). Auch Ansätze wie die Heideggers, in denen nicht mehr von »dem Menschen«, sondern nur noch von einer Form des Da-Seins die Rede ist, die sich aus den Grundexistentialien ergibt, lehnt Plessner ab: Auch hier ist »der Mensch« auf eine bestimmte Form des Seins, nämlich als Individuum auf etwas gerichtet zu sein, festgelegt und damit in seinem Wie-Sein so vordefiniert, dass nicht-individualisierte Selbstes nicht gleichwertig in Erscheinung treten können. Bestimmungen dessen, was »der Mensch« ist und wie »der Mensch« ist, auch solche, die seine Weltoffenheit ins Zentrum stellen, sind nach Plessner als apriorische Engführungen auf ein bestimmtes Menschsein zu verstehen und insofern nicht als Vorentwürfe für eine offene Frage geeignet (vgl. Plessner [1931] 2015, 181).

Plessner selbst schlägt vor, von der »Verbindlichkeit des Unergründlichen« (Plessner [1931] 2015, 181) für den Vorentwurf der offenen Frage auszugehen. Damit ist gemeint, dass, wenn dem Prinzip der offenen Frage gefolgt wird, apriorische Vorfestlegungen vermieden werden, sondern die mögliche Vielgestaltigkeit des zu untersuchenden Gegenstandes berücksichtigt wird. Dieser kann auch nach langer und gründlicher Forschung nie vollständig erfasst werden. Damit ist »die Vereinseitigung der möglichen Erfahrung als der nur naturwissenschaftlichen Erfahrung« (Plessner [1931] 2015, 179) von vornherein ausgeschlossen. Über die Forschungsgegenstände kann nicht in gleicher Weise verfügt werden wie über die Forschungsobjekte der Naturwissenschaften. Es hängt von den Forschungsgegenständen selbst ab, was sie zu verstehen geben, wie sie sich den Forschenden zeigen. Dieses zum Verstehen Gegebene muss wiederum interpretiert werden. Das bedeutet für Plessner, dass eine Einordnung in den Kontext erfolgen muss, ohne bereits einen bestimmten Weltentwurf vorauszusetzen (vgl. Plessner [1931] 2015, 150). Um dies leisten zu können, fordert Plessner, dass der Ort, von dem aus beschrieben wird, in die Rekonstruktion einbezogen wird:

Und erst in dem verbindlich Nehmen des Unergründlichen, das sich unter dem Gesichtspunkt naturwissenschaftlicher Erklärung als ein Verzicht darstellt, in diesem, wenn man also will, schöpferischen Verzicht,

gelangt die geistige Welt als eine bis in unsere lebendige Gegenwart hinein *unabgeschlossene* und von ihrer Gestaltung durch unser Denken und Handeln in jedem Augenblick *abhängige* Wirklichkeit in Sicht. (...) Vor dem Standort, von dem aus kraft freier Anerkennung die Verbindlichkeit des Unergründlichen diese Sicht auf geschichtliche Wirklichkeit zum Durchbruch kommt, macht sie nicht halt, sondern baut ihn auf das Gesichtete selber ab und nimmt ihm in dieser historischen Relativierung das Gewicht eines *absoluten* Standpunkts, Prinzips oder Fundaments. (Plessner [1931] 2015, 182, Hervorh. im Orig.)

Die Rekonstruktion ist also jeweils abhängig von der Perspektive des Forschenden und kann nur aus der Rekonstruktion dieser Perspektive heraus betrachtet werden. Die ›Offenheit‹ wird durch die Historisierung des eigenen Standpunktes erreicht, so dass dieser »sich damit eben als Gegenwart vor dem sich verlierenden Hinter- und Untergrund der Vergangenheit abhebt« (Plessner [1931] 2015, 183). Der Schlüssel zur Öffnung des Vorentwurfs im Sinne des Prinzips der offenen Frage liegt nach Plessner also in der Historisierung des gegenwärtigen Standpunktes als jeweils gewordene Gegenwart.

2.1.3 Unterschied: geschlossen vs. offen

Auf den ersten Blick unterscheidet sich das Prinzip der offenen Frage nicht allzu sehr von dem der geschlossenen Frage: »Auch das Verstehen erreicht sein Ziel nur durch Antizipationen« (Plessner [1931] 2015, 179). Geschlossene Fragen sind offenen Fragen jedoch hinsichtlich der Präzision und Nachvollziehbarkeit des Erkenntnisprozesses weit überlegen. Sie enthalten einen Vorentwurf des Gegenstands, der so gestaltet ist, dass sowohl die Garantie der Beantwortbarkeit als auch die Garantie der Beantwortung der Frage gegeben ist. Kann eine Frage aufgrund des Experiments nicht beantwortet werden, so ist die Frage falsch gestellt, der Vorentwurf fehlerhaft.

Im Gegensatz dazu enthalten offene Fragen einen dergestalt vorgängigen Entwurf, dass sie die Unergründlichkeit des zum Forschungs-subjekt gewordenen Forschungsgegenstandes behaupten. Um diese Unergründlichkeit zu gewährleisten, wird der Standpunkt, von dem aus die Analyse stattfindet, als ein relativer Standpunkt gesetzt, der selbst historisch rekonstruiert werden muss. Die offene Frage erlaubt also, sofern sie präzise gestellt wird, ebenfalls eine Garantie der Beantwortbarkeit, nicht aber der tatsächlichen Beantwortung. Während der Vorentwurf der geschlossenen Frage versucht, die Antwortmöglichkeiten auf eine begrenzte, kontrollierbare Anzahl, im Idealfall zwei, zu begrenzen und damit eine positive oder negative Antwort zu garantieren, versucht der Vorentwurf der offenen Frage, die nicht begrenzte

Möglichkeit von Antworten zuzulassen, die Forschungssubjekte nicht auf eine einzige Art der Antwort festzulegen, sondern alle Lebensweltentwürfe als mögliche zu sehen. Dies bedeutet, dass die Vorkonzeption der offenen Frage es im Idealfall ermöglicht, die Forschungssubjekte zu verstehen, anstatt nur die eigenen Vorannahmen bestätigt zu bekommen. Um diese ›Offenheit‹ zu ermöglichen und nicht einer neuen »billigen absoluten Wertphilosophie der Gegenwart« (Plessner [1931] 2015, 150) zu folgen, muss das Prinzip der offenen Frage auch auf den Standort der Forschenden angewendet werden. Auch der Standort der Forschenden ist offen und historisch situiert. Die Unergründlichkeit des Forschungs-Subjektes wird durch die Unergründlichkeit des Forschenden-Subjekts gewährleistet.

Auf die vorliegende Studie übertragen bedeutet das Prinzip der offenen Frage zum einen, einen Vorentwurf zu explizieren, in Bezug auf den sich die neue rechte Bewegung zeigen kann, ohne jedoch von vornherein in einer bestimmten Weise festgelegt zu sein. Gleichzeitig soll die Position, von der aus die Beobachtung erfolgt, expliziert und als gesellschaftlich bedingt historisiert werden. Mit dem Prinzip der offenen Frage wird das Ziel verfolgt, die Relevanzordnung des Feldes selbst in den Blick zu nehmen und dem Feld die Freiheit zu geben, seine eigenen Relevanzen zu setzen. Der Blick selbst muss jedoch als ein bestimmter Blick reflektiert werden. In diesem Buch schlage ich vor, diese Reflexionsleistung durch sozial- und gesellschaftstheoretische Reflexion zu erbringen.

2.2 Zum Verhältnis von Sozial- und Gesellschaftstheorie

Das Prinzip der offenen Frage im Sinne Plessners anzuwenden, bedeutet nicht, sich dem Forschungsgegenstand völlig ohne Vorentwurf zu nähern: Damit würde der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, insbesondere auf Nachvollziehbarkeit, aufgegeben. Vielmehr wird der Vorentwurf so gestaltet, dass ›Offenheit‹ für die eigene Ausprägung des Forschungsgegenstandes besteht. Dieser soll sich aus sich selbst heraus zeigen können und nicht von vornherein auf eine bestimmte Ausdrucksgestaltung festgelegt werden. Durch die Explikation des Vorentwurfs wird die wissenschaftliche Forschungsperspektive nachvollziehbar und kritisierbar. Damit wird auch Bourdieus Forderung nach »reflexiver Soziologie« eingelöst, nämlich die »Denkkategorien und Analyseinstrumente (...) explizit« (Bourdieu und Wacquant [1992] 2007, 248) zu machen. Das Besondere an dieser Art von ›Offenheit‹ ist die reflexive Wendung des Vorentwurfs. So soll der Vorentwurf nicht nur so gestaltet sein, dass sich der Untersuchungsgegenstand zeigen kann, sondern auch so, dass die Perspektivierung durch die Position des Forschers reflektiert werden

kann und dadurch eine Anpassung des Vorentwurfs im Zuge der ›Historisierung‹ des Vorentwurfs möglich wird.

Mit meinem Anliegen, ›Offenheit‹ für die Relevanzsetzungen der Forschungssubjekte, hier der Neu-Rechten, zu ermöglichen, stehe ich nicht allein. Auch in der qualitativen Sozialforschung ist ›Offenheit‹ das wesentliche Anliegen. Das hier gewählte Forschungsdesign geht jedoch über die in der qualitativen Sozialforschung etablierten Ansätze hinaus, da ich unter ›Offenheit‹ nicht nur verstehe, dass die Daten nicht durch empirisch gehaltvolle Aussagen vorbestimmt werden, sondern auch, dass die beobachtungsleitenden Annahmen selbst reflektiert und angepasst werden können. In der qualitativen Sozialforschung selbst gibt es eine intensive Debatte darüber, ob beobachtungsleitende Annahmen ›Offenheit‹ ermöglichen oder behindern. Diese werde ich am Beispiel der *Grounded Theory Methodology* skizzieren. Ziel ist, zu zeigen, dass das hier gewählte Forschungsdesign nicht schlichtweg das Rad der qualitativen Forschung neu erfindet, sondern darüber hinausgeht.

2.2.1 Offenheit in der Qualitativen Sozialforschung

Wesentliches Ziel des Prinzips der offenen Fragestellung ist es, die untersuchten Phänomene nicht von vornherein inhaltlich festzulegen. Sie sollen sich von sich aus zeigen können und die Forscher:in soll offen sein für das Wie des Sich-Zeigens. Als kleinster gemeinsamer Nenner der unter dem Begriff »qualitative Sozialforschung« zusammengefassten methodischen Ansätze kann gelten, dass sie es vermeiden, »bereits durch rein methodische Vorentscheidungen den Bereich möglicher Erfahrung einzuschränken oder rationalistisch zu ›halbieren‹ « (Kardorff 2008, 4), anders formuliert, dass sie ›Offenheit‹ ermöglichen: »Offenheit bedeutet, (...) dass man nicht vorweg das untersuchte Feld mit fixen Hypothesen überzieht, es bedeutet, dass man offen für das möglicherweise Neue ist und bleibt« (Reichert 2007, 290). Damit deckt sich das Ziel des Prinzips der offenen Frage mit dem methodischen Ziel qualitativer Sozialforschung: Die Phänomene sollen sich zeigen können und nicht darin eingeschränkt werden.

In diesem Abschnitt zeige ich anhand des Schismas der *Grounded Theory Methodology* (GTM), der »Mutter aller qualitativer Verfahren« (Meinefeld 2003, 268) und des nach wie vor einflussreichsten qualitativen Ansatzes (vgl. Morse et al. 2021, 3), wie das Problem der ›Offenheit‹ in der qualitativen Sozialforschung angegangen wird. An diesen Debatten wird deutlich, dass das »induktivistische Selbstmissverständnis« (Kelle 1996, 32) der GTM im Prinzip aus der unsystematischen Unterscheidung verschiedener Theorietypen resultiert. Gleichzeitig sind bestimmte Formen der GTM sehr anschlussfähig an das Prinzip der

offenen Frage, weshalb sich auch diese Arbeit an der GTM orientiert (vgl. Kap. 5).

Die Emergenzmetapher und die Tabula-Rasa-Metapher

Die Grounded Theory wurde von Barney Glaser und Anselm Strauss im Kontext eines empirischen Projekts zur Interaktion mit Sterbenden entwickelt (B. G. Glaser und Strauss [1965] 2005). Das 1967 erschiene Buch, das als Manifest der qualitativen Forschung gegen das damals vorherrschende deduktiv-nomologische Paradigma gefeiert wurde (Kelle 1996, 25f., Seipel und Rieker 2003, 66–80), trägt den programmatischen Titel »The Discovery of Grounded Theory« (B. G. Glaser und Strauss 1967). Das *Discovery*-Buch kann damit als Positionierung im Induktivismus-Deduktivismus-Streit eingeordnet werden (vgl. Lakatos 1982; Kruse 2014, 94f.). Die Autoren fassen ihr Anliegen wie folgt zusammen: »Our book is directed toward improving social scientists' capacities for generating theory that *will* be relevant to their research. (...) We argue (...) for grounding theory in social research itself – for generating it from the data« (B. G. Glaser und Strauss 1967, VII f., Hervh. im Orig.). Aus dieser Zusammenfassung lässt sich bereits das spezifische Verhältnis von Theorie und Daten ableiten, das auch namensgebend für die Grounded Theory ist: Theorie soll in den Daten begründet, *grounded*, nicht vorausgesetzt werden – womit auch eine Abgrenzung zu einer gegen Empirie immunen Art der Theoriebildung vorgenommen wird (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 242 f.). Diese Betonung, Theorie zu bilden und nicht vorauszusetzen, geht so weit, dass Glaser/Strauss dazu raten, Vorwissen, Forschungsliteratur und Konzepte zu ignorieren:

In short, our focus on the emergence of categories solves the problems of fit, relevance, forcing, und richness. An effective strategy is, at first, literally ignore the literature of theory and fact on the area under study, in order to assure that the emergence of categories will not be contaminated by concepts more suited to different areas. Similarities and convergences with the literature can be established after the analytic core of categories has emerged. (B. G. Glaser und Strauss [1965] 2005, 37)

In diesem Abschnitt finden sich in Anlehnung an Kelle zwei Metaphern in dieser Emphase: Die Metapher der Emergenz und die Metapher der Tabula Rasa (vgl. Kelle 1996). Die Theorie soll ohne weiteres Zutun der Forscherin aus den Daten emergieren, solange der Forscher als mehr oder weniger Unwissender, als unbeschriebenes Blatt das Feld betritt. Die »Offenheit« müsste demnach, um mit Plessner zu sprechen, so weit gehen, dass die Forschenden ohne Vorentwurf an die Daten herangehen, um nicht Gefahr zu laufen, die sich zeigenden Phänomene zu verfälschen.

In der Forschungsliteratur wird dieses ›induktivistische Selbstmissverständnis‹ tendenziell als Überbetonung einer bestimmten Position gegen das deduktiv-nomologische Paradigma gelesen:

Das von den Autoren in den sechziger Jahren gemeinsam entwickelte Konzept der Methodologie der Grounded Theory leidet also an einem ›induktivistischen Selbstmissverständnis‹, für das im wesentlichen forschungspolitische Gründe verantwortlich sind: Der Vorherrschaft des hypothetiko-deduktiven Modells in der qualitativen Surveymethodologie wird eine induktivistische Rhetorik des ›zurück zu den empirischen Daten‹ entgegengesetzt. Methodologisch ist diese Rhetorik jedoch fatal, weil ein solches Modell forschungspraktisch gar nicht umsetzbar ist (Kelle 1996, 32, vgl. auch Strübing [2004] 2021, 56 ff.).

Theoretische Sensibilität

Glaser/Strauss selbst betonen im *Discovery*-Buch neben der Emergenz-Metapher, dass der Forscher eine Perspektive braucht, um zu einer gegenstandsbezogenen Theorie zu gelangen: »Of course, the researcher does not approach reality as a tabula rasa. He must have a perspective that will help him see relevant data and abstract significant categories from his scrutiny of the data.« (B. G. Glaser und Strauss 1967, 3, FN 3). Dieses Konzept der theoretischen Sensibilität fungiert als Scharnier zwischen dem Widerspruch zwischen Induktivismus und der Gebundenheit des Wissens an die Position des Forschenden (vgl. F. Breuer, Muckel und Dieris 2019, 115 ff.). Damit wird an Blumers »sensitizing concepts« (Blumer 1954, 7 ff.) angeknüpft (vgl. Kruse 2014, 119). So wird versucht, eine Möglichkeit zu finden, den Blick auf die Daten zu schärfen, ohne ihn inhaltlich vorzubestimmen. Im Vokabular von Plessner: zwar mit einem Vorentwurf zu fragen, aber mit diesem Vorentwurf die Daten nicht selbst auf eine bestimmte Weise des Sich-Zeigens festzulegen.

Dieser grundsätzliche Widerspruch zwischen der Vorstellung, dass Theorie begriffslos aus Daten entsteht, und der Vorstellung, dass durch theoretische Sensibilität eine Perspektive geschaffen werden muss, aus der Theorie entstehen kann, wurde im *Discovery*-Buch (Kelle 2011, 238) nicht methodologisch integriert. Beides ist ein Versuch, ›Offenheit‹ herzustellen. Wenn Theorie entstehen soll, wird versucht, voraussetzungslos ins Feld zu gehen – was »in der modernen Wissenschaftsphilosophie nicht mehr als ernstzunehmende Position betrachtet« (Kelle 2011, 236) wird. Der Grundgedanke ist jedoch derselbe wie beim Prinzip der offenen Frage: Phänomene sollen nicht im Vorhinein so festgelegt werden, dass sie sich nicht mehr zeigen können. Die Ausbildung einer theoretischen Sensibilität nimmt hingegen ernst, dass die Abstinenz gegenüber dem Forschungsgegenstand nicht von vornherein beschlossen werden

kann, sondern dass die Forschenden immer mit einer Perspektive an den Forschungsgegenstand herangehen. Dies entspricht dem auch in der offenen Frage immer vorhandenen Vorentwurf, der in die Gegenstände hineingelegt werden muss, um sie als solche sehen zu können. Die frühen Ausarbeitungen der GTM unterscheiden sich genau in diesem Punkt, wie ›Offenheit‹ ermöglicht werden kann: Während Glaser an der Emergenzmetapher festhält, formalisiert Strauss zusammen mit Corbin die theoretische Sensibilisierung zu einem Kodierungsparadigma.

In Abgrenzung zur Weiterentwicklung von Strauss/Corbin bekräftigt B. G. Glaser 1992 in »Emergence vs. forcing: Basics of Grounded Theory« sein Festhalten an der Emergenzmetapher und bezeichnet Strauss' Vorgehen als »forcing«. Glaser hält explizit fest, dass bei der Anwendung der GTM weder Literatur noch explizierte theoretische Konzepte verwendet werden sollten (vgl. Kelle 1996, 40, Strübing [2004] 2021, 63 ff.). Diese würden die Interpretation unzulässig präformieren und vom Ziel einer induktiven Theorie ablenken (vgl. B. G. Glaser und Holton 2004, Art. 7). Glasers Befürchtung ist, dass die empirischen Phänomene durch die Vorannahmen bereits so zugeschnitten sind, dass sie sich nicht mehr selbst zeigen können – kurz: dass die offene Frage geschlossen wird und der Vorentwurf den Gegenstand auf konkrete Weisen festlegt, in denen er sich entfalten kann. Er vermutet also, dass mit der Art der theoretischen Sensibilisierung, die Glaser/Corbin vorschwebt, die offene Frage in eine geschlossene Frage verwandelt wird, und damit die Vorteile des rekonstruktiven Verfahrens verloren gehen. Daher plädiert er dafür, nur mit groben Kodierfamilien (B. G. Glaser 1978, 72 ff.), die verwendet werden dürfen, aber nicht müssen, vorzugehen. Die GTM sei nur eine »dumme kleine Methode« (B. G. Glaser 2011, 57). Sein Vorschlag, um an ›Offenheit‹ festzuhalten, ist, auf einen Vorentwurf mehr oder weniger zu verzichten, die Daten selbst sprechen zu lassen und damit an einem induktiven Vorgehen festzuhalten.

Einen anderen Weg, ›Offenheit‹ zu ermöglichen, gehen Strauss/Corbin. Sie distanzieren sich von der ursprünglichen Emergenz-Metapher des *Discovery*-Buches:

Because of the partly rhetorical purpose of that book and the authors' emphasis on the need for grounded theories, Glaser and Strauss overplayed the inductive aspects. Correspondingly, they greatly underplayed both the potential role of extant (grounded) theories and the unquestionable fact (and advantage) that trained researchers are theoretically sensitized (Strauss und Corbin 1994, 277).

Sie plädieren für eine Explizierung und Systematisierung der die Analyse leitenden sensibilisierenden Konzepte, um dem Forscher andere als die eigenen subjektiven Relevanzsetzungen zu ermöglichen (vgl. Strauss und Corbin 1996, 38). Zusammengefasst werden diese theoretischen

Konzepte in einem Kodierparadigma für die Interpretation der Daten. Diese sollen nach ursächlichen Bedingungen, Phänomen, Kontext, intervenierenden Bedingungen, Handlungs- und interaktionalen Strategien und Konsequenzen kodiert werden (vgl. Corbin und Strauss 2008, 76). In Abgrenzung von Glaser betont Strauss, »daß ein Kodiervorgehen, in dem die einzelnen Punkte des Paradigmas nicht berücksichtigt sind, kein echtes Kodieren ist« (Strauss 1998, 57).

›Offenheit‹ soll hier durch die systematische Anwendung eines Kodiervorgehens entstehen, das in der Lage sein soll, die Daten ›aufzubrechen‹. Diese beobachtungsleitenden Annahmen wurden erst in einem Aufsatz nach Strauss' Tod als Annahmen, die auch modifiziert werden könnten, eingeordnet (Strauss und Corbin 2016, 131; vgl. auch: J. Barth 2023, 173). Die Annahmen bleiben dabei weitgehend offen und empirisch ungesättigt und sollten daher nicht als »analysemethodisches Prokrustesbett« missverstanden werden (Kelle 1996, 36 ff.).

Die Antwort von Strauss und Corbin auf das Problem, ›Offenheit‹ herzustellen, besteht darin, das empirische Material entlang explizierter Vorannahmen, die den eigenen theoretischen Ansätzen zu geeigneten »Theorie-Methoden-Paketen« (Clarke 2012, 44 ff.) angepasst werden können, aufzubrechen und damit aus der Abhängigkeit von persönlichen Relevanzsetzungen des Forschenden zu lösen. Auch hier ist jedoch die Möglichkeit, die theoretischen Relevanzsetzungen zu überprüfen und in ein reflexives Verhältnis zu ihnen zu treten, nicht vorgesehen. Die Position des Forschenden bleibt damit ungeklärt. Eine dritte Variante der GTM versucht in gewisser Weise genau dieses Problem zu lösen, indem sie die Konstruktionsleistung der Forschenden einbezieht (vgl. Charmaz 2006). Charmaz' Version der GTM ist dabei u. a. vom Konstruktivismus und von feministischen Standpunkttheorien beeinflusst und versucht in dieser Tradition, die Forscher:in selbst in die Analyse einzubeziehen (vgl. Harding 2015; Harding 1992; Haraway 1995). Einerseits soll die Position der Forschenden reflektiert werden, andererseits erfolgt diese Reflexion selbst im Rahmen des modernen Paradigmas mit Bezug auf die subjektiven Dispositionen. Damit wird das Problem selbst zwar zur Kenntnis genommen, nicht aber gesellschaftstheoretisch, sondern bloß subjektivistisch gelöst.

In einem so normativ aufgeladenen Feld wie dem der neuen rechten Bewegung ist es jedoch notwendig, eine bewusstere ›Offenheit‹ herzustellen, um weder ausgehend von einem modernen Wertesystem die neue rechte Bewegung nur zu verurteilen noch die Werte der neuen rechten Bewegung versehentlich zu übernehmen. Auch das eigentliche Forschungsinteresse dieser Arbeit wäre schwer zu lösen, wenn nicht sowohl der Standort der Beobachterin als auch das Feld in den Blick genommen würden. ›Offenheit‹ muss auch bedeuten, die eigene Forschungsperspektive nur als eine mögliche, nicht als die einzig mögliche zu betrachten

– oder, wie Lindemann es ausdrückt, »den Sachverhalt, dass alles kontingent ist, selbst kontingent zu setzen« (Lindemann 2024b, 2).

Um die neue rechte Bewegung ›offen‹ zu untersuchen, brauche ich nicht nur konkrete Fragen als Beobachtungsinstrumente – etwa in Form des Kodierparadigmas der GTM –, sondern es muss auch sichergestellt sein, dass diese Beobachtungsinstrumente nicht selbst Vorannahmen enthalten, die modernitätszentriert wären. Hier verfügt die qualitative Sozialforschung bislang über kein Instrumentarium, um diese Vorannahmen selbst in den Blick zu nehmen. Eine Lösung bietet die Theorie-Ebenen-Differenzierung von Lindemann. Die von Plessner geforderte ›Historisierung‹ kann durch das Zusammenspiel der drei Theorieebenen von Sozialtheorie, Gesellschaftstheorie und Theorien begrenzter Reichweite eingelöst werden. Die Neuerung gegenüber der bisherigen empirischen Forschung besteht darin, dass nicht nur die Ebene der sozialtheoretischen Annahmen systematisch in die empirische Forschung einbezogen wird, sondern dass gesellschaftstheoretische Annahmen als Kontrollmechanismus für die Sozialtheorie und als Heuristik für die empirische Forschung herangezogen werden.¹

2.2.2 Theorie-Ebenen-Differenzierung nach Lindemann

Lindemann differenziert in Anlehnung an Simmel (vgl. Simmel [1908] 2013, 39 f.) drei Typen soziologischer Theorie, die sich in ihrem Bezug auf die Empirie unterscheiden (vgl. Lindemann 2009, S. 19 f.).

- *Sozialtheorien* legen grundlegend fest, was ein soziales Phänomen sein kann, was also überhaupt Eingang in eine wie auch immer geartete soziologische Forschung finden kann. So interessiert sich z. B. die Bewegungsforschung typischerweise für das Handeln konkreter Akteure, die bestimmte Motive haben; die Systemtheorie hingegen betrachtet Kommunikation als das kleinste Element sozialer Systeme. Je nachdem, welche explizite – oder implizite – Sozialtheorie zugrunde gelegt wird, ergeben sich bereits bei der Fragestellung Unterschiede, die sich bei der Datenerhebung und -auswertung verschärfen. Jede Analyse, auch die alltägliche, steht vor dem Hintergrund meist impliziter sozialtheoretischer Annahmen, die den Blick lenken und schärfen oder verzerren, was zu sehen ist. Sozialtheorien sind empirisch nicht widerlegbar, da sie festlegen, was überhaupt als empirisches Datum in Erscheinung treten kann. Es ist empirisch
- 1 Jonas Barth hat sich ebenfalls mit Lindemanns Theorie-Ebenen-Unterscheidung auseinandergesetzt und ist über eine Auseinandersetzung mit Husserl und Foucault zu einem sehr ähnlichen Ergebnis gekommen wie ich in dieser Studie (vgl. J. Barth 2022; J. Barth 2023, 41 ff.).

nicht nachweisbar, dass es keine Systeme, Akteure oder Praktiken gibt. Zugleich haben sie einen universellen Geltungsanspruch. Sie beanspruchen, nicht nur das aktuelle Hier und Jetzt beschreiben zu können, sondern eine Beschreibungssprache für Phänomene auf der ganzen Welt und zu allen Zeiten bereitzustellen.

- Die meisten sozialwissenschaftlichen Theorien sind *Theorien begrenzter Reichweite*. Wie der Name schon sagt, erheben sie keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, sondern beziehen sich auf ein in irgendeiner Weise begrenztes Phänomen. Solche Theorien machen bestimmte Aussagen über empirische Gegenstände, haben also einen starken empirischen Bezug, beruhen aber zugleich immer auch auf Sozialtheorien als beobachtungsleitenden Annahmen. In ihrem starken Empirie-Bezug können sie verifiziert und falsifiziert werden. Theorien über bestimmte soziale Bewegungen, neu-rechte Gruppierungen oder auch über bestimmte Städte sind immer Theorien begrenzter Reichweite. Auch das Ziel dieser Studie ist eine Theorie begrenzter Reichweite, nämlich eine Theorie der gegenwärtigen neuen rechten Bewegung und ihrer Ordnungsbezüge.
- Auf der Grundlage mehrerer Theorien begrenzter Reichweite – und natürlich immer vor dem Hintergrund beobachtungsleitender sozialtheoretischer Annahmen – lassen sich *Gesellschaftstheorien* oder *Theorien der Ordnungsbildung* extrapolieren. Damit sind nicht Annahmen über jede denkbare Gesellschaft im Sinne anthropologischer Universalien gemeint. Vielmehr handelt es sich um solche Theorien, die historische Großformationen beschreiben: die funktional differenzierte Gesellschaft, die kapitalistische Gesellschaft, die Bewegungsgesellschaft – oder auch die horizontal differenzierte Gesellschaft. Gesellschaftstheorien basieren auf beobachtungsleitenden Sozialtheorien und empirisch gesättigten Theorien begrenzter Reichweite, aus denen sich Hypothesen über bestimmte Gesellschaften ableiten lassen. Sie haben also weiterhin einen Bezug auf konkrete Empirie, sind aber immer auch Abstraktionen und damit selbst nicht vollständig empirisch gesättigt. Damit ist zwar eine Falsifikation möglich, eine Verifikation jedoch schwierig. Stattdessen kann von plausibleren oder weniger plausiblen Gesellschaftstheorien gesprochen werden.

2.2.3 Verhältnis der Theoriesorten als Reflexion der Irritation

Diese drei Arten von Theorien stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis zueinander: *Theorien begrenzter Reichweite* setzen beobachtungs- und interpretationsleitende Annahmen voraus, die es ermöglichen, etwas als Gegebenheit zu verstehen und diese Gegebenheit zu interpretieren; die

Formulierung von *Gesellschaftstheorien* setzt ebenfalls *Sozialtheorien* voraus und darüber hinaus zusätzlich bereits vorhandene *Theorien begrenzter Reichweite*, aus denen nach Plausibilitätskriterien eine Gestalt extrapoliert wird. Man könnte nun leicht annehmen, diese drei Theorie-typen stünden in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, in dem die sozialtheoretischen Annahmen mit ihrem universellen Geltungsanspruch die apriorische Grundlage für jede weitere Theorie bilden und die Gesellschaftstheorie den krönenden Abschluss eines soziologischen Unternehmens darstellt.

Dieser Zusammenhang erscheint zunächst schlüssig. Theorien begrenzter Reichweite sind durch Daten falsifizierbar. Gesellschaftstheorien stellen plausible Abstraktionen dar, die allerdings zu den Theorien begrenzter Reichweite passen müssen und insofern kritisierbar sind. Auf den beiden oberen Ebenen entspricht das Modell also gängigen wissenschaftlichen Modellen und ist mit anderen Disziplinen gut vereinbar. Sie sind kritisierbar und modifizierbar. Problematisch wird es jedoch auf der Ebene der beobachtungsleitenden Annahmen. Diese scheinen sich gegen wissenschaftliche

Kritik und die Logik von Verifikation und Falsifikation zu immunisieren. Es handelt sich um apriorische Annahmen, die selbst nicht mehr mit den Mitteln der Empirie in den Blick genommen werden können und die daher nach Simmel auch den unteren Rand der Soziologie als empirischer Wissenschaft bilden und prinzipiell der Philosophie zuzuordnen wären (vgl. Simmel [1908] 2013, 28). Dass sozialtheoretische Annahmen selbst nicht in den Blick genommen werden können und daher die explizite Beschäftigung mit ihnen kein soziologisches, sondern eben ein philosophisches Anliegen ist, ist in der soziologischen Debatte Konsens. Der Unterschied zu naturwissenschaftlichen Modellen besteht freilich darin, dass die beobachtungsleitenden Annahmen in unterschiedlichen Studien variieren können und die Multiparadigmatik der Soziologie zu einer Vielzahl nicht ineinander transformierbarer empirischer Untersuchungsergebnisse führt. Insbesondere die deutschsprachige Soziologie begnügt sich damit, unterschiedliche Schulen auszubilden, die kaum eine gemeinsame Sprache haben und die empirischen Ergebnisse nicht miteinander ins Gespräch bringen. Welche sozialtheoretischen Prämissen

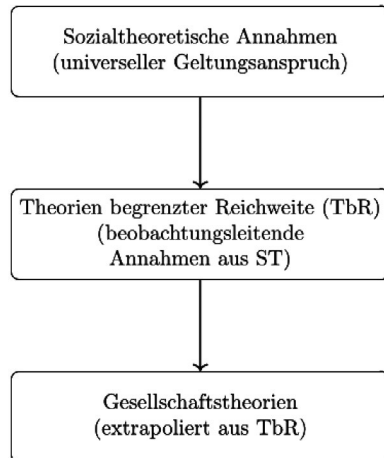


Abbildung 1: Lineares Verhältnis der Theoriesorten

verwendet werden, ist dann letzten Endes beliebig und der Präferenz der Forscherin überlassen.

Es geht bei dieser Untersuchung aber nicht darum, *irgendwelche* sozialtheoretischen Annahmen einfach vorauszusetzen, sondern ich suche solche Annahmen, die den Gegenstand auch wirklich nicht reproduzieren (und ihn damit invisibilisieren). Wie oben ausgeführt, bedeutet das Prinzip der offenen Frage, dass der in den Gegenstand gesetzte Vorentwurf, also die Sozialtheorie, selbst den Bedingungen der ›Offenheit‹ genügen muss. Das bedeutet zum einen, dass die Sozialtheorie den Gegenstand nicht auf eine bestimmte Weise des Sich-Zeigens festlegt, sondern ›Offenheit‹ im Rahmen einer gegebenen Weise des Sich-Zeigens ermöglicht, zum anderen aber auch, dass die Sozialtheorie selbst nicht verabsolutiert wird, sondern als eine mögliche, nicht als die einzige Perspektive betrachtet wird.

Wenn die sozialtheoretischen Annahmen, wie im obigen Modell konzipiert, nicht selbst Teil des wissenschaftlichen Prozesses werden können, schließt sich die Theoriebildung. Es gibt keine Motivation, die sozialtheoretischen Annahmen zu verändern, und kein Kriterium dafür, ob die Sozialtheorie tatsächlich ›Offenheit‹ ermöglicht oder doch den Gegenstand in irgendeiner Weise vorherbestimmt. Das Modell muss so angepasst werden, dass es sich reflexiv auf die Sozialtheorie beziehen kann. Voraussetzung dafür ist das Vorhandensein einer explizierten Sozialtheorie.

Irritation der Sozialtheorie

Lindemann hat vorgeschlagen, diese Anpassung zu ermöglichen, indem Sozialtheorien als Sehinstrumente konzipiert werden. Insofern es mehrere Sozialtheorien gibt, gibt es auch mehrere nicht aufeinander zurückführbare Perspektiven auf empirische Gegenstände – und damit auch mehrere nicht miteinander vergleichbare oder sich gegenseitig falsifizierbare Theorien begrenzter Reichweite. Die durch die Sozialtheorien ermöglichten Perspektiven sind laut Lindemann nicht einfach nur neutral nebeneinander stehende, die, sofern alle möglichen Perspektiven zusammengesetzt würden, den Gegenstand selbst ergeben. Vielmehr ermöglichen sie präzisere oder eben verzerrendere Perspektiven. Insofern können Sozialtheorien auch aufgrund von empirischen Daten und Erkenntnissen irritiert werden, was in der Folge zu einer Veränderung und potenziellen Präzision der Perspektive führen kann. Lindemann benennt diese Form der Theorie-Weiterentwicklung als Orientierung an dem »Irritationskriterium« (Lindemann 2008, 123). Die Sozialtheorie verliert damit die Immunität gegenüber der Empirie und wird selbst zu einem Teil des Prozesses empirischer Forschung und kann als Theorie weiterentwickelt werden.

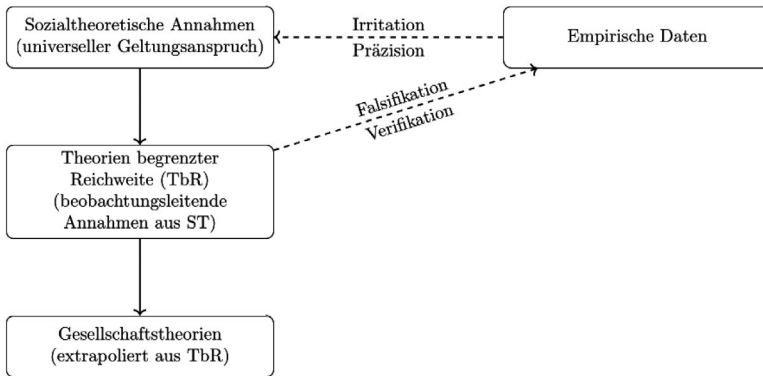


Abbildung 2: Lineares Verhältnis der Theoriesorten mit Irritationskriterium

Die Sozialtheorie ist nun ein potentiell veränderbares, aber dennoch vorläufig universelles Apriori für die Generierung (und Interpretation) von Daten. Damit ist zumindest ein Teil der geforderten Offenheit eingelöst.

Wie diese Anpassung funktioniert, erläutere ich an einem Beispiel. Die Abkehr vom Individualismus kann als exemplarische Anwendung des Irritationskriteriums verstanden werden. Während in Lindemanns Texten vor 2014 von individuellen Selbsten ausgegangen wird, die in Beziehung zu Dingen der Umwelt und anderen individuellen Selbsten treten, vollzieht sich in den *Weltzugängen* eine Wende, die in der *Strukturnotwendigen Kritik* mit der ›sozialen Unentschiedenheitsrelation‹ vollendet wird. Die Irritation wird ausgelöst durch das Studium der ethnographischen Beobachtungen von Leenhardt und Strathern (vgl. Leenhardt [1947] 1984; Strathern [1988] 2001). Sie stellen fest, dass die melanesische Gesellschaft nicht auf einem dauernden Individuum aufbaut, das als Individuum in Beziehung zu anderen Individuen tritt, sondern dass vielmehr die Beziehungen dauern und die Selbst nur Knotenpunkte in dauernden Beziehungen zwischen Gruppen sind. An diesen Beziehungen können Lebende und Tote gleichermaßen teilhaben.

Dieser empirische Befund führt nach Lindemann dazu, dass das Individuum als beobachtungsleitende Annahme einer Sozialtheorie irritiert wird. Eine rein von individuellen Akteuren ausgehende Beschreibung müsste die Anstrengungen, die unternommen werden, um Beziehungen dauern zu lassen, insofern für irrational erklären, als sie mitunter auf Kosten der individuellen Dauer gehen. Präziser sei dagegen eine Beschreibungssprache, die unentschieden lasse, ob eine Ordnung auf dauernden Individuen oder auf dauernden Beziehungen beruhe, also Individualisierung und Dualisierung als Institutionen behandle. Insofern wird die Sozialtheorie von der Irritation her präzisiert und ermöglicht auch eine genauere Beschreibung für nicht-melanesische Ordnungen: So

lässt sich nur fragen, wenn Individualisierung nicht vorausgesetzt wird, wie die Institution des Individuums aufrechterhalten wird, welche Subinstitutionen sie stützen und inwiefern in Praktiken vor- und füreinander das eigene Individuums-Sein als Erfüllung einer relevanten Norm dargestellt wird. Die Dauer und Stabilität der Institution auch in der modernen Gesellschaft können in den Blick geraten, wenn dieser Wechsel in der Sozialtheorie vollzogen wird.

Es ist unbestritten, dass die ›soziale Unentschiedenheitsrelation‹ als sozialtheoretische Annahme eine Vielzahl von wissenschaftlichen Fragestellungen aufwirft. Von Interesse ist an dieser Stelle jedoch die Art und Weise der Anwendung des Irritationskriteriums. Denn trotz des hohen Reflexionsniveaus der gesamten Untersuchung findet sich hier eine erstaunliche Leerstelle: Die Irritation selbst wird nicht in den Blick genommen. Dass niemand eine Beschreibungssprache wollen kann, in der Teile der auftretenden Phänomene als irrational angesehen werden, scheint hier als gegeben hingenommen zu werden. Zwar ließe sich argumentieren, dass nach dem Prinzip der ›Offenheit‹ der Gegenstand sich vielfältig zeigen können muss, und daher ein Gegenstand, der sich als dividuallisierende Vergesellschaftung zeigt, auch als solche beschrieben werden sollte. Eine solche Argumentation würde aber wiederum die beobachtungsleitende Funktion der Sozialtheorie unterminieren: Wenn nur die Sozialtheorie anzeigt, wie sich der Gegenstand zeigen kann, und diese von individuellen Subjekten ausgeht, dann *kann* sich der Gegenstand nicht als dividuell zeigen, sondern muss aufgrund der Vorfestlegung auf individuelle Vergesellschaftung festgelegt sein. Wenn sich jedoch dividuelle Subjekte zeigen, so ist das ein Hinweis darauf, dass tatsächlich andere sozialtheoretische Annahmen zugrunde lagen.

Die Frage ist nun, wie in dem oben beschriebenen Modell eine Irritation möglich ist. In dieser Version von Lindemanns Theorie wäre Irritation etwas zutiefst Subjektives, das sich in der forschenden Person ereignet, selbst aber nicht in den Blick kommen kann. Lindemann erklärt nicht, warum die Veränderung der Sozialtheorie in einer Weise, dass sie Dividualisierung beschreiben kann, eine bessere Vorgehensweise wäre, als die Situation mit dem Thomas-Theorem² zu erklären und damit eine konstruktivistische Erklärung zu wählen, bei der die Individualität der Subjekte nicht aufgegeben werden müsste. Statt die Sozialtheorie gegen Kritik zu immunisieren, wird das Kriterium der Irritation immunisiert und damit dem wissenschaftlichen Diskurs entzogen. Die Sozialtheorie wird zwar durch die Möglichkeit der Irritation historisierbar und als eine mögliche Sozialtheorie unter anderen betrachtet, die Irritation selbst wird jedoch nicht historisiert.

2 »If men define their situations as real, they are real in their consequences« (Thomas/Thomas 1928: 572).

Gesellschaftstheoretische Reflexion

Eine mögliche Lösung ist auf den letzten Seiten der *Weltzugänge* angedeutet. Ich will diese Andeutungen im Folgenden in eine Struktur überführen, die zwar die Komplexität der beobachtungsleitenden Annahmen erhöht, aber dem Prinzip der ›Offenheit‹ in der Weise gerecht wird, wie es Lindemann offenbar vorschwebte.

Lindemann beschreibt auf den letzten Seiten der *Weltzugänge* »das reflexive Verhältnis von Sozial- und Gesellschaftstheorie« (Lindemann 2014, 328–32). Sozialtheorien sollen es ermöglichen, sowohl die moderne Ordnung als auch nicht-moderne Ordnungen in den Blick zu nehmen. Dieser Anspruch kann nur aufrechterhalten werden, »wenn zumindest vorübergehend der Anspruch anerkannt wird, dass sich die formulierte Sozialtheorie ausreichend von den kommunikativen Strukturvorgaben der Moderne distanziert« (Lindemann 2014, 330). Ohne diesen Anspruch wäre es weder möglich, die moderne Ordnung als eine besondere Ordnung zu verstehen, die neben anderen steht und als diese besondere Ordnung historisch gewachsen ist, noch wäre es möglich, nicht-moderne Ordnungen in einer am Prinzip der ›Offenheit‹ orientierten Weise zu analysieren. Zugleich wäre es »naiv, einen Anspruch auf universale Geltung der Sozialtheorie einfach zu postulieren, denn dieser wird zu einem irrationalen Anspruch, wenn nicht reflektiert würde, dass diese Sozialtheorie eine in der Moderne formulierte Theorie ist« (Lindemann 2014, 330). Lindemanns Ausweg aus diesem Dilemma besteht darin, genau diese Reflexion stattfinden zu lassen: Die Sozialtheorie mit ihrem universalen Anspruch ist historisch gebunden und diese historische Gebundenheit muss kritisch reflektiert werden. Diese kritische Reflexion kann nach Lindemann nur in Bezug auf die Gesellschaft erfolgen, die diese Sozialtheorie hervorgebracht hat. Die Sozialtheorie als Produkt eines bestimmten Diskurses, als Teil eines historischen Apriori, wird damit selbst historisiert, ohne dass ihr notwendiger Anspruch auf universelle Geltung aufgegeben werden muss.³

Im oben skizzierten Modell war die Irritation zunächst auf das Verhältnis zwischen den erhobenen Daten und der Sozialtheorie beschränkt. Der Forscher wird durch die Daten irritiert, präzisiert daraufhin die beobachtungsleitenden Annahmen und nutzt diese zur Entwicklung von

- 3 Die hier skizzierte Lösung ähnelt der von Mannheim geforderten Reflexion der jeweils geltenden Erkenntnistheorie. Diese habe »zwar fundierende Relevanz, faktisch ist sie aber durch den Bestand der jeweiligen Wissenssituationen fundiert« (Mannheim [1930] 2015, 247). Während Mannheims gesellschaftstheoretische Rekonstruktion allerdings vor allem die Sozialdimension und die Zeitdimension – allerdings auch mit Bezug auf die Sozialdimension – fokussieren, geht es Lindemann um eine Rekonstruktion der Gesamtheit des jeweiligen Weltzugangs.

Theorien begrenzter Reichweite. Mit dem weiteren Schritt einer Reflexion auf die Strukturen der Ordnung, die die Sozialtheorie selbst hervorbringt, wird diese jedoch grundsätzlich kritisierbar. Die Sozialtheorie wird dann nicht mehr nur angepasst, um neue Daten zu erklären, sondern in Bezug auf ihre impliziten Ordnungsannahmen analysiert. Kritisiert werden kann, inwiefern sie selbst an die Strukturen der gesellschaftlichen Ordnung gebunden bleibt, die sie zu beschreiben beansprucht – oder ob sie eine Beschreibungssprache zur Verfügung stellt, mit der diese Ordnung sichtbar gemacht werden kann. Mit dieser Wendung zur gesellschaftstheoretischen Reflexion kann das oben aufgeworfene Problem des Irritationskriteriums angegangen werden. Das Irritationskriterium allein ist nur ein unzureichender Schutz gegen eine Immunisierung der Sozialtheorie, da die Irritation selbst nicht reflektiert werden kann. Nimmt man aber die potentielle Historisierung der Sozialtheorie durch den Bezug auf die Bedingungen der Sozialtheorie ernst, so kann damit auch die Irritation historisiert werden. Diese steht im Kontext einer bestimmten Ordnung, die sozialtheoretisch erfasst werden soll. Aus den Daten ergeben sich Schlussfolgerungen, die den Forscher irritieren und zu einer Anpassung der Theorie führen. Die Irritation selbst kann aber naturgemäß nicht sozialtheoretisch begründet werden, wohl aber durch Bezugnahme auf bestimmte gesellschaftstheoretische Annahmen.⁴

Das lässt sich am oben bereits ausgeführten Beispiel der Individualisierung konkretisieren: Eine Sozialtheorie, die voraussetzt, dass soziale Ordnung auf dauernden Individuen beruht, wird durch empirische Beobachtungen, wie sie etwa Strathern in Bezug auf melanesische Gesellschaften vorlegt, irritiert. Dort sind nicht die Individuen, sondern dauernde Beziehungen konstitutiv für Ordnung. Diese Irritation lässt sich historisieren: Die Annahme, dass Menschen ihre Welt sinnbildend gestalten, ist tief in einem anthropologischen Leitbild vom Menschen als Kulturen bildendem Wesen (Lindemann 2018, 22) verankert. Irritierend wirkt es deshalb, wenn Kulturen nicht als in sich sinnvolle Gebilde erscheinen, sondern nur über ihre Wirkung auf Subjekte Sinn entfalten – gemäß dem Thomas-Theorem. Doch aus dieser historisierten Irritation allein ergibt sich noch nicht zwingend die Notwendigkeit einer Revision der Theorie. Erst im nächsten Schritt wird geprüft, was sich mit den konkurrierenden theoretischen Annahmen jeweils über die moderne

- 4 In ähnlicher Weise hat Lindemann selbst ihre Theoriebildung noch einmal reformuliert und dabei die ›Irritation‹ ins Zentrum gerückt (vgl. Lindemann 2024a). Ihre neue Reformulierung ähnelt meiner Fassung insofern, als sie als Kriterium ebenfalls angibt, ob die sozialtheoretischen Prämissen die zu beschreibende gesellschaftliche Ordnung verdoppeln oder sichtbar machen. Im Unterschied zu Lindemann plädiere ich hier darüber hinaus dafür, die Irritation selbst gesellschaftlich zu situieren und nicht als findigen Einfall eines Individuums zu behandeln.

Gesellschaft sehen lässt. Eine Sozialtheorie, die sowohl Individualisierung als auch Dividualisierung beschreiben kann, eröffnet die Möglichkeit, die moderne Gesellschaft als eine spezifisch individualisierte Ordnung zu begreifen – und sichtbar zu machen, wie diese Individualisierung nicht einfach a priori vorhanden ist, sondern durch Institutionen aktiv hergestellt und stabilisiert wird. Individualisierung erscheint damit selbst als Institution. Wenn diese Beschreibung als plausibel gilt, ergibt sich daraus die Notwendigkeit, auch die sozialtheoretischen Prämissen so zu verändern, dass sie dieser historischen Besonderheit Rechnung tragen und diese sichtbar machen. Sozialtheoretische Prämissen, die Individualisierung voraussetzen würden, würden nicht in den Blick bekommen können, inwiefern die moderne Gesellschaft Individuen herstellen muss, um ihre eigenen Strukturvorgaben zu erfüllen. So wird sowohl erklärbar, wie die Irritation hervorgerufen wird, als auch, ob eine Irritation eine Veränderung der sozialtheoretischen Prämissen zur Folge haben sollte.

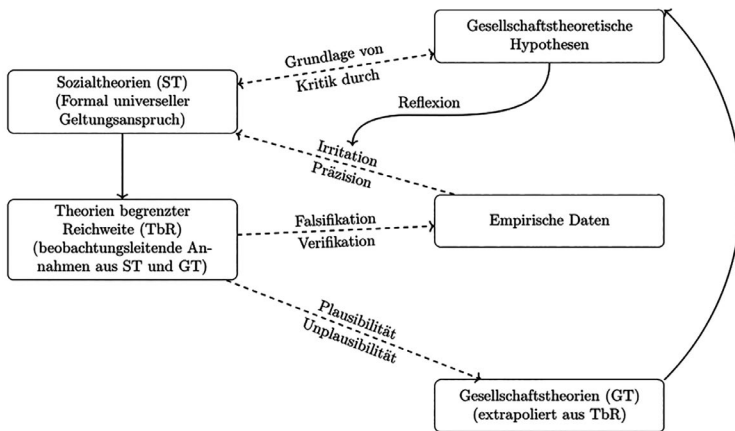


Abbildung 3: Verhältnis der Theoriesorten mit Reflexion der Irritation

Theorieentwicklung kann sich nicht von den gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Entstehung lösen. Sie findet immer innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes statt. Sie kann allerdings in einem reflexiven Prozess diese gesellschaftlichen Bedingungen reflektieren und dadurch in kritische Distanz zu diesen treten. Sie kann dann wiederum mit Bezug auf das Gelingen dieser kritischen Distanz selbst kritisiert werden. Rationale und kritisierbare empirische Forschung muss daher sowohl sozialtheoretische Annahmen als auch gesellschaftstheoretische Reflexionen in die Forschung einbeziehen. Dem Prinzip der offenen Frage wird insofern entsprochen, als die Sozialtheorie so gewählt wird, dass sie den Gegenstand öffnet und den Gegenstand nicht in der Frage, ob und wie er

sich zeigen kann, vorbestimmt; zugleich wird die empirische Forschung selbst vor dem Hintergrund ihrer historischen Bedingungen historisiert und als Forschung in einem historischen Kontext reflektiert.

In diesem reflexiven Prozess lassen sich zunehmend Annahmen sozialtheoretisch hinterfragen, die bislang stillschweigend als apriorisch galten. So erscheint nicht nur das moderne Individuum als kontingent, sondern auch die Frage, wer oder was überhaupt als »Mensch« in Erscheinung treten kann. Aus dieser Perspektive wird deutlich: Auch der »moderne Mensch« ist eine gesellschaftliche Institution – keine anthropologische Konstante. Es kann nicht vorausgesetzt werden, dass alle und nur Menschen Akteure sind (vgl. Lindemann 2009). Sozialtheoretische Prämissen müssen dann auch der Kontingenz sozialer Grenzziehungen Rechnung tragen, um sichtbar zu machen, wie Akteurschaft – als Zuschreibung – institutionell organisiert ist.

Mit zunehmender Reflexion auf die Spezifika moderner Gesellschaften werden die theoretischen Voraussetzungen notwendigerweise abstrakter. Dies ermöglicht zwar eine präzisere Analyse der Ordnung, in der festgelegt wird, welche Wesen als handlungsfähig gelten und wie die Grenze zwischen Akteuren und nicht-Akteuren verläuft. Gleichzeitig erschwert sich dadurch die empirische Forschungspraxis. Denn wenn sozialtheoretisch offenbleiben muss, wer oder was als sozialer Akteur gilt, ist auch unklar, worauf sich die Forschung konkret richtet: Wer oder was sollte befragt, beobachtet, interpretiert werden? In letzter Konsequenz lässt sich allein aus der Theorieperspektive nicht mehr entscheiden, ob Interviews mit den biologischen Menschen geführt werden sollten – oder mit den Stühlen, auf denen sie sitzen.

Neben der Reflexion sozialtheoretischer Grundannahmen erfüllt die Formulierung gesellschaftstheoretischer Hypothesen zu Beginn des Forschungsprozesses also eine weitere zentrale Funktion: Sie fungieren – gemeinsam mit den sozialtheoretischen Prämissen – als beobachtungsleitende Orientierungspunkte, die das Stellen sinnvoller Fragen an das empirische Material überhaupt erst ermöglichen. Ohne eine solche Vorstrukturierung bliebe unklar, worin die Relevanz bestimmter empirischer Phänomene eigentlich besteht.

Würden Gesellschaftstheorien ausschließlich als Ergebnis empirischer Forschung verstanden und nicht bereits zu Beginn in den Forschungsprozess einbezogen, würde eine theoretische Perspektive fehlen, aus der sich begründen ließe, welche Beobachtungen relevant sind oder überhaupt gemacht werden sollen. Gerade weil sozialtheoretische Konzepte in dem beschriebenen Prozess immer abstrakter und offener werden, legen sie nicht mehr fest, wer oder was als Akteur zu gelten hat, welche Normen wirken oder was als Gewalt zu gelten hat. Daher bedarf es vorab formulierter Hypothesen über die zu erwartenden gesellschaftlichen Ordnungen. Ohne solche Hypothesen wäre es theoretisch ebenso plausibel,

Interviews mit Stühlen statt mit Menschen zu führen – oder umgekehrt. Die Funktion dieser Hypothesen liegt nicht darin, den Gegenstand festzulegen, sondern darin, den forschenden Blick zu fokussieren, ohne ihn zu verengen. Sie müssen ebenso wie die sozialtheoretischen Prämissen reflexiv handhabbar und revidierbar sein.

Gesellschaftstheoretische Hypothesen bergen das Risiko, vorschnell als Beschränkung wissenschaftlicher Offenheit interpretiert zu werden. Tatsächlich enthalten sie notwendigerweise inhaltliche Vorannahmen, die bestimmte Perspektiven auf die Empirie wahrscheinlicher machen als andere. Dieses Potenzial zur Vorstrukturierung ist jedoch keine Einschränkung – vorausgesetzt, die Hypothesen bleiben veränderbar und werden im Forschungsprozess kontinuierlich überprüft. Auf diese Weise eröffnen sie die Möglichkeit einer doppelten Offenheit: einerseits gegenüber der Ordnung des untersuchten Feldes, andererseits gegenüber der Ordnung der modernen Gesellschaft, aus der heraus die Forschung selbst betrieben wird. Diese doppelte Reflexion ermöglicht es, Kritik zu formulieren, ohne entweder naiv den Feldperspektiven zu folgen oder von vornherein in den normativen Ordnungen der Moderne gefangen zu bleiben.

Das macht nun deutlich, warum gesellschaftstheoretische Reflexion nicht nur dann notwendig ist, wenn das Ziel eine explizite Weiterentwicklung der Theorie ist. Auch dann, wenn die empirische Forschung scheinbar nur bestehende theoretische Konzepte anwendet oder ein konkretes Phänomen beschreiben will, wirken diese Konzepte beobachtungsleitend und strukturieren unweigerlich, was überhaupt gesehen, gefragt und verstanden werden kann. Gerade weil sie oft implizit bleiben, reproduzieren sie stillschweigend die Ordnungsvorstellungen, aus denen sie hervorgegangen sind. Die Möglichkeit, diese theoretischen Prämissen zu verändern, schafft daher nicht nur Offenheit im Sinne methodologischer Genauigkeit, sondern ist Voraussetzung für eine Forschung, die ihren Gegenstand nicht vorschnell festlegt, sondern ernsthaft rekonstruktiv arbeitet.

2.2.4 Doppelte Funktion der Gesellschaftstheorie

In diesem Kapitel habe ich nach einer Möglichkeit gesucht, eine Position methodologischer ›Offenheit‹ gegenüber dem Forschungsgegenstand einzunehmen. ›Offenheit‹ bedeutet hier nicht Neutralität oder Beliebigkeit, sondern eine theoretisch reflektierte Haltung, die weder unkritisch die Perspektiven des Feldes übernimmt noch unhinterfragt die normativen Maßstäbe der modernen Gesellschaft reproduziert, aus deren Mitte diese Forschung hervorgeht. Ziel ist vielmehr ein Vorentwurf, der es ermöglicht, dass sich der Gegenstand in seiner Eigenlogik zeigen kann.

Das vorgeschlagene Verfahren basiert auf einer systematischen Unterscheidung zwischen *Sozialtheorie*, *Theorie begrenzter Reichweite* und *Gesellschaftstheorie*. Alle drei Theorietypen entfalten eine unmittelbare Relevanz für die empirische Forschung. Sozialtheoretische Prämissen strukturieren den Blick auf den Gegenstand grundlegend: Erst durch sie wird bestimmt, was als sozialer Akteur, als relevantes Handeln oder als Institution überhaupt in Erscheinung treten kann. Diese Prämissen sind jedoch nicht neutral, sondern stets durch die gesellschaftliche Ordnung geprägt, in der sie formuliert wurden. Ihre Kontingenz muss deshalb historisiert und kritisch reflektiert werden. Diese Historisierung erfolgt mit Hilfe der Gesellschaftstheorie, die ihrerseits auf dieser Grundlage angepasst wird. Die Gesellschaftstheorie ermöglicht die Reflexion der Sozialtheorie. Die Sozialtheorie wiederum ermöglicht es, überhaupt zu gesellschaftstheoretischen Annahmen zu kommen. Die Zirkularität wird durch die spezifische Fokussierung auf einen empirischen Gegenstand aufgehoben. In der Auseinandersetzung mit dem empirischen Gegenstand wird die Irritation möglich, durch die neue Reflexionen angeregt werden.

Zum Zeitpunkt der Publikation dieses Buches ist die hier skizzierte wechselseitige Reflexion sozial- und gesellschaftstheoretischer Prämissen bereits abgeschlossen. Die Problematik, einen zyklischen und reflexiven Prozess im Nachhinein linear darstellen zu müssen, wird auch hier zum Darstellungsproblem. In dieser Arbeit habe ich mich aus Gründen der Lesefreundlichkeit und Übersichtlichkeit dafür entschieden, statt der Darstellung der wechselseitigen Verschränkung nur ein gesellschaftstheoretisches und ein sozialtheoretisches Kapitel zu verfassen. Dies bringt jedoch eigene Schwierigkeiten mit sich: Die beiden Kapitel sind voneinander abhängig und müssten eigentlich gleichzeitig zur Kenntnis genommen werden. Ich werde hier zunächst die gesellschaftstheoretischen Prämissen darlegen und darauf aufbauend die Anforderungen an die sozialtheoretischen Prämissen ableiten und dann erst die vor diesem Hintergrund notwendigen sozialtheoretischen Prämissen darstellen.